

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

51 (1.3.1930) Frauenfragen / Frauenschutz

Frauenfragen - Frauenschutz

Nummer 51 - 50. Jahrgang

Beilage des Volksfreund

Karlsruhe, 1. März 1930

Weiber-fasnacht

Von Ernst Reimerdes.

Die merkwürdige Sitte, die ehemals den Frauen während der Faschnacht an einem bestimmten Tage besondere Rechte und Freiheiten einräumte und die in einzelnen Kreisen heute noch unter dem Namen Weiberfasnacht weiterlebt, ist in ihren Ursprüngen wahrscheinlich auf ein altes römisches Fest zurückzuführen. Etwas bestimmtes weiß man über die Entstehung dieser Frauenfeier nicht. Wahrscheinlich haben sie sich aus einer Festlichkeit entwickelt, welche im Februar in Rom zu Ehren der Göttin Vona Dea (gute Göttin) unter Ausschluß der Männer begangen wurde und als eine Nachbildung des alten Bacchusfestes angesehen wird. Die Römer brachten dies Fest an den Rhein, besonders nach Straßburg, Wiesbaden und anderen Städten. In Würtemberg ist in dem Namen „Bonnede“ oder „Bonnendeen“ der heidnische Ursprung deutlich zu erkennen. Dieser dem Verkauf berichtet die „Schwäbische Chronik“ des Christoph Gottfried Eben aus dem Jahre 1790 allerlei Gräßliches. Am Morgen des betreffenden Tages begaben sich zwei Frauen als Abgeordnete zum Schultheiß, um nach altem Brauch freie Jagd von ihm zu erbitten. Nachdem sie bewilligt worden war, überbrachte das Weib des Büttels die Nachricht allen Weibern des Ortes, die sich daraufhin unter dem Vorhitz der Pfarrerin bzw. Schultheißin auf dem Rathaus bei einem Tag Wein verammelten. Als einzelne Männer hatten die Ratsdiener Zutritt, die jedoch, nachdem sie jeder Teilnehmerin ihr Maß vorgelegt, schleunigst wieder verschwinden mußten. Ueber die Vorgänge bei dem Trinkgelage weiß der Chronist nichts zu melden, weil die Frauen strengste Verschwiegenheit beobachteten. Wer etwas ausplauderte, durfte bei der nächsten Faschnacht nicht mit an der gemeinschaftlichen Tafel sitzen, sondern mußte hinter dem Ofen seinen Wein trinken. Vor Beginn der Bescherer hielt man unter dem Vorhitz der Pfarrerin oder Schultheißin Gericht ab über diejenigen Frauen, welche während des verfloffenen Jahres nicht auf Keiligkeit und Rinderstich gehalten hatten. Das geschah jedoch nach 1790 nicht mehr.

Von einem ähnlichen Fest wie der Weiberseche von Oshenbach berichtet die Chronik von Münster i. G. dort zogen sämtliche Frauen und Mädchen am 10. Weibertag mastiert mit einem buntausgewählten Ziegenbock und einem schellenbehangenen Pferde, an dessen Gattel 2 Fässer mit Wein hingen, durch die Straßen der Stadt, auf denen sich zu dieser Zeit kein männliches Wesen blicken lassen durfte. Es war den Männern sogar verboten, vom Fenster aus dem bühnenartigen Anzug auszuweichen. Den Abschluß der Feier bildete natürlich ein Festgelage der Frauen. Da es beim Weibertag infolge von Trunkenheit der Teilnehmerinnen nicht selten zu Ausschreitungen kam, wurde er auf Veranlassung der Geschichtlichkeit 1881 vom Magistrat verboten. — In den Dörfern Götzenweiler und Zimmersheim im Sundgau gab es noch am 19. März des vergangenen Jahres ein Weiberfasnacht, die ursprünglich am Faschnachtstag, später jedoch, auf kirchliche Veranlassung hin, am Montag stattfand.

Am Rhein war der Donnerstag vor Faschnachtsmontag, in Schwaben und im Elsaß der Faschnachtsmontag selbst als Festtag der hohen Keiligkeit vorbestimmt, die an diesem Tage allein das Recht hatte, die Gasthäuser zu besuchen. Begannete den Frauen unterwegs ein Mann, so nahmen sie ihm den Hut fort, den er mit einigen Flaschen Wein einlösen mußte, ohne jedoch selbst mitzutrinken zu dürfen. — In Brüssel herrschte noch bis 1843 der Brauch, daß am 19. Januar jeder Ehemann, während die Glocken läuteten, seine Frau bedienen und ihr gehorchen mußte. Zum Dank dafür wurde er abends von ihr ins Bett getragen.

Die Sonderrechte der Frauen während der Weiberfasnacht oder Faschnachtsfesten, sind heute noch nicht ganz verschwunden, sie beschränken sich aber meist auf ein gemeinsames Essen und Trinken unter Ausschluß der Männer, die erst abends zum Tanz erscheinen dürfen. — In einigen Gegenden des Rheinlandes hat das „schwäbische Geschlecht“ am „Wimmerfestelabend“ (Donnerstag vor Faschnacht) heute immer noch besondere Rechte, so müssen z. B. in den Dörfern der Gegend die Männer den Frauen in allen Stücken gehorchen. Nachmittags halten diese einen Umzug ab, bei dem in den häßlichen Lebensmitteln und Branntwein eingesammelt werden. Im Anschluß daran findet ein Gelage statt, an dem natürlich kein männliches Wesen teilnehmen darf.

Die Gnädige

In meiner Jugend brachte ich einmal die Sommerferien auf dem Gute eines entfernten Verwandten zu. Das Landleben, offenbart mir eine neue Welt, von der ich bisher wenig wußte, doch fast noch mehr erkannte ich, als ich beobachtete, wie man hier die Dienstboten behandelt. Während bei uns zu Hause diese harte, befehlende Wort vernehmen wurde, so daß das Personal sich wirklich wie ein Vieh fühlen konnte, hatte hier der ganze Tag über Haus und Hof von lauten, herrlichen Rufeln wider. Besonders war es meine liebe Gnädige Frau Lante, die auf strenge „Dohnung“ hielt und vor allem darauf achtete, daß sie mit „anädige Frau“ doch das sah ich bereits damals genau, daß derentgegen wurde. Nun war eine neue Frau, der diese Schwäche auszusprechen verstand. Nun war eine neue Frau auf den Hof gekommen, die wohl mit dem Vieh trefflich umgehen konnte, jedoch der „anädige Frau“ völlig verständnislos und abweisend gegenüberstand. Wohl fehlte es nicht an Zureden, Mahnungen, doch die „anädige Frau“ war der Trina etwas so Neues und Unbekanntes, daß sie diese wichtige Anrede fast immer vergaß. Ich, als die andere Knechte und Mägde sie deswegen hänselten, schrien sich die ersten Spuren ihres erwachenden Verständnisses für die „anädige Frau“ an. Zwar konnte sie die „anädige Frau“ anfangs nur unter Stottern und Erörtern von sich geben, doch fand ihre so zu sagen zurecht gewilligte, bei der Herrschaft gern Anerkennung. So ging es allmählich, bis eines Tages die Trina plötzlich zu meiner Gnädigen Frau, die Gnädige, aufgetaucht, ihre Hand erbat und freudestrahlend ausrief:

„Gnädige Frau, die anädige Frau hat sieben anädige Ferkel geboren!“ Meine Lante erstarrte zur Bildsäule. „Was fällt Ihnen ein, unerschämte Person!“ fauchte sie endlich entsetzt. Trina, die offenbar einen ganz anderen Stellenlohn erhalten hatte, glotzte sie mit großen Augen an. Endlich sagte sie sich zusammen:

„Gnädige Frau hat doch befohlen, daß alles, was zu herrschaftlicher Familie gehört, anädig sein soll. Will anädige Frau nicht die anädige Frau mit den sieben anädigen Ferkeln ansehen kommen?“ Trina Trina.

Doch an demselben Nachmittage mußte sie ihr Bündel packen und den Hof verlassen. Ich aber überkam zum ersten Mal in meinem Leben eine dunkle Ahnung, daß das Leben in dieser schönen Welt voll Ungerechtigkeit ist, denn ich konnte weder die Entrüstung meiner „Lante“ noch das Erbarmen Trinas begreifen. Ich begriff nur, daß die anädige Frau diesmal recht ungnädig war. Und dieses Bewußtsein erfüllte mich mit dumpfer Trauer und mit einer fast an das grenzenlose

Wie einst im Mai . . .

Großmutter war damals noch ein junges Mädchen von achtzehn „Jahren“, wie es zu jener Zeit noch hieß.

Ein Maiestas. Draußen im Garten blühten die Mandelbäumchen, und der Apfelbaum, der vor der Veranda stand, landte rosig angehauchten Blütenregen auf den gebedten Tisch. Auf der gelbblühten Dede standen zwei kleine Tassen aus durchsichtigem Porzellan. Aus einer blendend weißen Kaffeefarbe kochte die köstliche Kanne ihre vorwärtige Schmecke, aus der ein aromatischer Kaffeeduft entwich. Großmutter — Luise wurde sie damals noch jedermann genannt — saß in einem bequemen Sessel auf dem Schoß liegen, den Apfelbaum. Sie hatte ein offenes Buch auf dem Schoß liegen, Goethes Gedichte, und der „Garnamb“ war aufgeschlagen. Luise aber blickte nicht in das Buch. Sie starrte nach dem Apfelbaum und es war, als sähe sie durch ihn ein geliebtes Bild schimmern, denn ein Mädchen, ein wenig verträumt, blickte über ihr Gesicht.

„Köstlich sprang sie auf, worf das Buch auf den Tisch und begann, ihr weites, kaltes Kleid, rosa mit weißem Spitzenbesatz, zurecht zu machen. Sie hatte Schritte gehört. Sie eilte von der Veranda hinab in den Garten und flog dem Geliebten entgegen: „Heinrich! Heinrich!“ rief sie und küßte ihn.

Der Jüngling aber hob sie auf und trug sie nach der Veranda; dort setzte er sie so vorsichtig, als sei sie aus kostbarem porzellanem Porzellan, in den Sessel nieder vor ihr nieder und küßte den Spitzenaum ihres rojaroten Rockes. Aus dem Apfelbaum aber flog rosiges Kaffeeduft, so sarten Frühlingswind getrieben, in seine dunklen, kastanienbraunen Locken.

Großmutter sieht heute, nach vierzig Jahren, eigentlich wieder ziemlich jung aus. Sie sitzt wieder auf derselben Veranda. Wieder ist es ein Maiestas. Der Garten ist glatt und mathematisch hergerichtet worden. Auf der Veranda stehen in Kübeln lange Reihen von Kalteen mit grotesken Silhouetten. Der Tisch ist gedeckt. Die Dede wurde von den futuristischen Werkstätten M.G. geliefert und ist sehr originell. Die klüglichen Tassen stammen aus dem Bauhaus. Großmutter — Lu wird sie heute von jedermann genannt — sitzt in einem von Kandinsky entworfenen Sessel, der aussieht, wie ein Spinnweb aus Glas und Stahl. Sie hat ein offenes Buch auf dem Schoß liegen — es ist „Die vollkommene Ehe“ —, und sie liest eifrig darin.

Da hört sie Schritte im Garten. Sie springt auf, wirft rasch das Buch auf den Sessel, zupft ihr beigeartiges Sportkostüm zurecht und beginnt zu menschenbeden.

„Das rechte Bein ein bißchen höher!“ sagt eine männliche Stimme vom Garten aus, und Großmutter hebt das rechte Bein ein bißchen höher.

„Hörsend, Lu“, sagt die Stimme, und gleich darauf steht ein junger Mann vor ihr.

„René! René!“ sagt sie. Er schneidet sie lachend beiseite, wirft sich in den Sessel und steckt sich eine Zigarette an. Sie blickt in liebevoller An. Dann kniet sie nieder und küßt seine Hand, die sich ihr leise zu entziehen sucht. „René! René! Mein Gogol! Mein Geliebter!“ sagt Großmutter.

Auf seiner Hand ist der Abdruck ihrer gefärbten Lippen zu sehen. Aus der Kaffeetasse steigt eine große, bähliche Hummel auf und schwirrt summend über die klüglichen Tassen. — René! René!

Die schöne Paulette

Überall hieß sie die schöne Paulette. Sie herrschte in dem Pariser Stadtteil Bastille; in allen Tanzkneipen der berühmten Rue de la Paix war sie wohlbekannt. Sie hatte grobe, schwarze Augen von einem Schmelz, dem kein Mann widerstehen konnte. Ihr Gang war der einer Kasse, und jede ihrer Bewegungen war wie eine Verlobung. Paulette war die schönste aller Blumen, die sich in der Nacht entfalten. Sie hätte sich mit diesem Namen begnügen können. Aber die schöne Paulette wollte in der Welt sein. Sie hatte den Ehrgeiz, als Abenteuerin von Formet zu gelten.

Ihr erstes Auftreten in dieser Rolle war gleichzeitig auch ihr Meisterstück. Im weißen Gewand, das sie in der Nacht trug, erschien sie eines Tages bei einem Gastwirt. „Ich komme wegen eines Hochzeitsessens“, sagte sie lächelnd, und die Perlenreihen ihrer Zähne blühten lustig. „Ich heirate . . . Ach, bin ich glücklich! Sie kennen meinen Verlobten nicht . . . Sie plapperte wie ein Kind und nannte voller Stolz einen Namen, den Namen eines bekannten Fleischhackermeistersohnes.

Schon vor der großen, stolzen Frau, die ich fortan mich, bis die Ferien zu Ende waren und ich wieder in die Stadt nach Hause fuhr. Sans Schwarzer.

Vom Frühling

Es war Frühling. Sonne, lebenswarme Sonne flutete auf die arane Erde, um die Blumen, Bäume und Tiere zu neuem Leben zu erwecken. Rena, die selbst im Frühling ihres Lebens stand, liebte diese Jahreszeit über alles. Sie wanderte allein durch die Wälder und Wiesen. Bisherlich wollte sie dem Frühling begegnen. Das für Tag ging sie dieselben Wege und immer allein. So war es auch am schönsten Man konnte als die Nacht genießen, ohne gestört zu werden. Sie sah das friedliche Leben in der Natur und bewunderte es. Und oft endete sie etwas Neues, woran sie ihre Freude hatte. Einmal ging sie wieder ihren Weg, und malte sich in Gedanken aus, wie eigentlich der Frühling aussehen müßte. Und sie sah ihn als einen jungen, frischen Menschen, der nur zu schnell arane Haare bekam. War er nicht wie das Glück, das, wenn man es festhalten wollte, schnell entfloß? — So plötzlich wie der Frühling ins Land gezogen war, ging er wieder. Das wußte sie. — Ihre Augen, die immer einen strahlenden Glanz hatten, schauten auf — und sahen vor sich das Bild des Frühlings. Rena begegnete einem Menschen, der so aussah, wie sie sich in ihrer Phantasie den Frühling vorgestellt hatte. Einen Augenblick lang ruhten ihre Augen auf der Erscheinung — und schon war sie vorbei. Sie mußte nun oft an ihren Frühling denken, denn so nannte sie den Menschen, dem sie begegnet war.

Abends, wenn sie in ihrem Stübchen saß, sehnte sie sich danach einmal wieder diesen Menschen zu sehen. Die Augen hatten sie so seltsam angehängt, wie wenn auch sie den Frühling gesucht hätten. Von nun an sah Rena ihren Frühling Tag für Tag, und schon von weitem begann ihr Herz laut zu klopfen, und sie wußte nicht mehr, was das war? Sollte das Liebe sein? Sie hatte nur den heißen Wunsch, ihren Frühling kennen zu lernen. Wünschen und Sehnen, ja, das war es, was in ihrer jungen Seele erwacht war, und ihr Wünschen und Sehnen galt jenem Fremden, den sie noch nicht kannte.

Es gibt Zufälle im Leben. Das dachte auch Rena, als sie ihren Frühling kennen lernte. Ganz zufällig und unverhofft. Roghen waren vergangen, der Frühling war fortgezogen. Ein paar Spuren erinnerten an seinen Weg. Rena hielt ihren Frühling fest mit ihrer großen, reinen Liebe. Nun konnte es Sommer, Herbst und Winter werden, er sah recht tief in ihrem Herzen. Das fasten ihre Augen, die sonnig und frohlich in die für sie neue Welt

Der Gastwirt schmunzelte und verdoppelte seine Komplimente. Dann erbot er sich nähere Angaben wegen des Hochzeitsessens.

„Dreißig Gebete!“ rief Paulette triumphierend.

„Sehr wohl, mein Fräulein . . .“

„Ein ausgewähltes Menü! Und natürlich — auch Blumen, viel, viel Blumen . . .“ bat Paulette. „Besorgen Sie mir nur Blumen! Oder, halt, ich werde es lieber selber tun! Ich schicke Sie Ihnen zu. Bringen Sie für heute abend alles in Ordnung! Vor allem aber: schmücken Sie die Tafel hübsch aus! Ich werde die Blumen jetzt kaufen . . .“ Bei diesen Worten nahm das bettete Gesicht der schönen Paulette plötzlich einen ganz verworrenen Ausdruck an. Mit verflüchteter Stimme flötete sie: „Aber ich habe ja die fünfhundert Francs vergessen, um die Blumen zu kaufen. Begeben Sie den Betrag, bitte, aus; Sie können ihn auf die Rechnung setzen. Mein Verlobter bezahlt alles.“

Kann man den bittenden Blicken einer jungen Braut widerstehen? Noch dazu, wenn sie in eine der wohlhabendsten Familien der Gegend einheiratet und ein Hochzeitsessen für dreißig Personen bestellte? — Der gute Mann zog abmühselos seine Briefschlange und machte sich nach eine Ehre daraus, die fünfhundert Francs einkassieren vorzutreten . . .

Wenigstens ein Dutzend Mal spielte die schöne Paulette mit bestem Erfolge diese kleine Komödie. Mehr als fünftausend Francs griffen dabei mühelos in ihre Hände, und manches Freudenfest in der Rue de la Paix verdankt diesem Umstand seinen Anlaß. Bis die herrliche „Brau“ eines Tages doch einmal an den Unrechtmachen. Als sie mit der Beute von der Bühne ihres lustigen Spiels abtreten wollte, nahmen zwei Schutzleute sie in Empfang. Mit neun langen Monaten Gefängnis mußte die „Königin“ der Pariser Tanzkneipen ihre Streiche büßen.

Nach ihrer Entlassung lebte Paulette nicht wieder in die Bastille in der Bastille-Gegend zurück. Vielleicht schämte sie sich. Vielleicht erkannte sie auch, daß der Hochstaplerberuf nicht das Richtige für sie war. Sie nahm ihr altes Gewerbe wieder auf. Nur den Stadteil hat sie gewechselt. Wenn man jetzt eine der Seitenstraßen am belebten Boulevard Sebastopol entlang geht, begegnet man Paulette. Der Schmelz ihrer Augen ist erloschen. Ihr einschmeichelnder Rahengang ist der eines raubtierischen Tigers gemordet. Der liebende Reiz ihrer Gesten wirkt andrücklich. Paulette bettelt . . . Um Liebe. Um was auch immer . . . E. M. B.

Verschiedenes

• Eine hübsche Rechnung. Ein Heilingsforer Arzt, Dr. Tierstedt, hat nach genauen Erhebungen und Versuchen ausgerechnet, daß der Kraftaufwand, der zu einem Charleton nötig ist, genügt, um 10 Bäume von mittlerer Dicke umzubauen. Er hält dieses Ergebnis den Männern vor, die nach achtstündiger Berufsarbeit noch so viel eine „Nebenarbeit“ leisten. Die Frauen bitten er, von den Männern nicht mehr zu verlangen, Charleton zu tanzen.

• Ihre achte Seite. „Kannst du auch wirklich richtig Auto fahren?“ fragt ängstlich Frau Meinhofen ihren Mann „Jawohl“, sagt er ärgerlich über ihr Mißtrauen. „Wenn nun aber doch ein Unfall geschieht?“ Meinhofen sieht seiner Frau müde ins Gesicht, das durch Schminke und Färbung die zartesten Farben bekommen hat: „Ach, so, du hast wohl Angst, der Anfrisch könnte abdröckeln.“

• Eine moderne Frau. Frau Schiebermann läßt sich ärztlich untersuchen. „Gnädige Frau fahren zuerst Motorrad!“ sagt der Arzt. „Was!“ amüsiert sich Frau Schiebermann, „ich habe in meinem ganzen Leben noch auf keinem Motorrad gefahren.“ „Und Sie wollen eine moderne Frau sein“, erwidert sich der Arzt.



Pfarrer Heumann's Heilmittel

bewährt bei zahlreichen Krankheiten, 180000 Dankschreiben. / Das Pfarrer Heumann-Buch (272 S., 150 Abb.) erhält jeder, der sich auf dieses Inserat beruft, völlig umsonst und portofrei durch Ludwig Heumann & Co., Nürnberg S 10 Die Pfarrer Heumann-Heilmittel erhalten Sie

in allen Apotheken bestimmt Alte Sachs'sche Apotheke, Karlsruhe, Kaiserstrasse 80, Löwen-Apotheke Durlach, Schwaben-Apotheke Pforzheim.

schauten. Es waren kostbare Stunden, wenn sie zusammen Konserne, und Theater besuchten. Ihr ganzes Interesse galt jetzt der Musik. Waldemar, der dies wußte, bereitete ihr an ihrem Geburtstag eine ganz besondere Freude, als er ihr eine Karte für ein Konzert übergab. Er versprach ihr, sie nach der Veranstaltung nach Hause zu begleiten.

Mit fiebenden Wangen und strahlenden Augen sah sie auf ihrem Platz und wartete auf den Anfang. Und dann kam das Spiel einer Geige an ihr Ohr. Sie schaute auf, — erschrad sie? Freute sie sich? Die feinen, reinen Töne entlockte ihr Frühling auf seiner Geige! Ja, er war es. Nie hatte er ihr davon erzählt! Warum nicht? Tausend Fragen stürzten auf sie ein. In tiefe Gedanken verfunken — vertieft in das Anhören der Musik, — erschrad sie ein wenig, als dem jungen Künstler draußerer Beifall zuteil wurde. Es folgten noch mehrere Musikstücke, und während bei der letzten Dreingabe rauschender Beifall ertönte, war Rena die erste, die den Saal verließ. Sie ging durch die dunklen Straßen, und sah nicht die vielen Sterne, die am Himmel standen; Sterne und Licht, sie sah es nicht.

Mit der letzten Kraft schrieb sie ihm ihren ersten und letzten Brief:

„Waldemar, mein Frühling, verzehle, daß ich nicht auf Dich wartet habe, aber ich passe nicht in Deine Welt, ich bin zu klein. Du schreitest auf dem Höhenwege Deiner Kunst vorwärts, und ich muß nun von Dir gehen, obwohl ich Dich so lieb habe. Aber Du müßt Deine schöne Kunst mehr lieb haben wie mich, denn es ist doch etwas Herrliches, daß Du in die Musik Deine ganze Seele legen kannst. Und heute abend, wie Du auf Deiner Geige gespielt hast, da habe ich durch die Musik in Deiner Seele gesehen, Du strebst nach Hohem und Glichem, und ich darf Dir dabei nicht im Wege sein. Aber ich will beten für Dich und Deine Kunst. Du müßt vorwärts schreiten, und vielen anderen Menschen Frühling werden.“

Wenn Du mich lieb hast, dann müßt Du diesen Weg gehen, auf dem Dich meine Gedanken begleiten, mein Wünschen und Sehnen.

„Leb wohl mein Frühling.“

Wieder wurde es Frühling, und Rena ging wieder ihren einsamen Weg, durch Wälder und Wiesen. Und so wie sie einst dem Frühling begegnet war, erwachte jetzt in ihr die Erinnerung, Blumen, Bäume und Tiere erwachten von langem Winter Schlaf durch die goldene Sonne.

Es war im Frühling. Isabel Kuno.